

Vertrieben, vergewaltigt, vergessen

Ihre Dörfer und Städte liegen auch vier Jahre nach den Greueln des IS in Trümmern. Hilfe kommt nur spärlich. Die Jesiden verlieren die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. **Von Meret Michel, Sinjar**

Ein Gewehr hängt im Zelteingang von Naam Kamal. Es gehört einem ihrer drei Söhne, die sich der jesidischen Miliz im Gebirge angeschlossen haben. Doch im Notfall wüsste auch die Mutter, wie sie damit schiessen kann. «Die ganze Welt hat die Jesiden im Stich gelassen», sagt sie. «Jetzt müssen wir uns selbst verteidigen.» Sie sitzt auf einer Matratze unter dem Vordach ihres Zeltes. Die etwa 50-jährige Frau mit weissem Kopftuch und einem weichen Blick kann man sich so gar nicht mit einem Gewehr in der Hand vorstellen.

Vier Jahre sind vergangen, seit der Islamische Staat (IS) in Sinjar einfiel, die Dörfer der Jesiden plünderte, Tausende Männer erschoss, Frauen und Kinder verschleppte, versklavte, vergewaltigte. Diejenigen, die sich auf den Berg retten konnten, irrten tagelang über das Geröll auf der Suche nach Wasser und etwas Essbarem. Manche verdursteten. Bis die kurdisch-türkische Arbeiterpartei einen Korridor freikämpfte und die Eingeschlossenen nach Kurdistan entkamen. Die Verbrechen des IS an den Jesiden verurteilte der Uno-Menschenrechtsrat später als Genozid.

Heute ist der IS im Irak zwar besiegt. Doch die Situation der Jesiden hat sich kaum verbessert. Noch immer sind über 3000 Frauen und Kinder verschollen – die Uno spricht daher inzwischen von einem «andauernden» Völkermord; die Mehrheit der Religionsgemeinschaft lebt in Zeltlagern im Nordirak. Wer konnte, emigrierte nach Deutschland, Australien, Kanada.

Kamal und ihre Familie flohen 2014 ins Sinjar-Gebirge. Im Gegensatz zu den meisten anderen

Jesiden blieben sie jedoch hier. 12 000 Jesiden leben bis heute im Hochtal – wie eine Schicksalsgemeinschaft nach der Apokalypse. Sie ernähren sich von den spärlichen Lebensmittellieferungen der Regierung und von dem Gemüse, das sie in der kargen Erde hinter ihren Zelten anpflanzen. Wasser pumpen sie mithilfe von Diesel-Generatoren aus dem Boden.

Bingo zur Abwechslung

Kamal ist überzeugt davon, dass die Jesiden als Gemeinschaft nur überleben können, wenn sie in ihrer Heimat bleiben. Doch hier hilft ihnen niemand. «Ich habe meine Geschichte so vielen Journalisten erzählt, doch es hat nichts gebracht», sagt sie. «Wir sind noch immer auf dem Berg und auf uns allein gestellt.»

Das Sinjar-Gebirge ragt aus der flachen Wüste empor wie ein riesiges Schiff aus dem Meer. Hier soll der Überlieferung nach die Arche Noah nach der Sintflut zum

Stehen gekommen sein. Für die Jesiden ist Sinjar ein heiliger Ort, über Jahrtausende haben sie hier Zuflucht gefunden, wenn sie verfolgt wurden. Das Massaker durch den IS ist das 74. in ihrer Geschichte. Die Extremisten sehen in ihnen Teufelsanbeter.

Die Jesiden sind monotheistisch, haben aber keine heilige Schrift. Neben Gott steht ein Engel im Zentrum der Religion.

Nach dem Genozid des IS an den Jesiden war die türkisch-kurdische Arbeiterpartei (PKK) im Sinjar-Gebirge präsent, die für einen unabhängigen Kurdenstaat auf türkischem Boden kämpft. Ankara, das die PKK als Terrororganisation sieht, drohte immer wieder damit, Sinjar anzugreifen. Einmal, im April 2017, bombardierte die türkische Luftwaffe tatsächlich Stellungen der PKK im Gebirge. Im März 2018 zog die PKK offiziell aus Sinjar ab. Geblieben sind die jesidischen Milizen, die mit der PKK verbündet sind. Sinjar wirkt wie ein wilder Wes-



Jesiden auf dem Sinjar-Gebirge leben noch in Zelten.



Sie hat ihre Geschichte schon vielen Journalisten erzählt. Es hat nicht geholfen: Die Jesidin Naam Kamal, rechts im Bild. (Sinjar-Gebirge, 20. 9. 2018)

Ohne Heimat

Die meisten Jesiden leben heute in Flüchtlingslagern um Dohuk



ten des Iraks, in dem noch mehr als in anderen Regionen des Landes die Staatsgewalt nicht greift und neben der Armee diverse Milizen aktiv sind. Wegen ihrer Nähe zu Syrien und zur Türkei ist die Region strategisch wichtig für alle umliegenden Mächte – und dementsprechend umstritten. Nachdem der IS aus Sinjar vertrieben worden war, kontrollierte zunächst die Peshmerga das Gebiet, die Einheit der irakisch-kurdischen Autonomieregierung. Vor einem Dreivierteljahr übernahm die irakische Armee die Kontrolle, und die Peshmerga musste sich zurückziehen. Doch das Wohl der Bewohner scheint weder die einen noch die anderen zu kümmern.

Besonders deutlich wird dies in der Stadt Sinjar, die am Fuss des Gebirges liegt. Schon entlang der Strasse, die vom Hochtal hinunter in die Ebene führt, liegen noch immer die Spuren des Völkermords: Kleider, vergilbt von Hitze und Regen, Tücher und Schuhe, dazwischen immer wieder ausgebrannte Autowracks – als ob der Exodus der Jesiden nur wenige Wochen zurückläge. Die Altstadt von Sinjar wurde komplett zerbombt und ist bis heute vermint und unbegebar. Im Rest der Stadt leben mittlerweile wie-

der 3000 Familien, rund 10 000 Personen. Vor dem IS zählte sie 80 000 Einwohner. Sinjar war der Irak im Kleinen, sagen hier die Leute. Ein Mosaik aus Minderheiten, Jesiden, sunnitischen Arabern und Kurden, Schiiten, Schabak, Christen und Turkmenen, die hier Haus an Haus lebten, sich gegenseitig zum Essen einluden und gemeinsam Hochzeiten feierten. Davon ist nicht viel übrig. Neben den wenigen Jesiden sind auch ein paar Schiiten und Christen zurückgekehrt. Nur Sunniten sieht man hier kaum. Da sich viele von ihnen dem IS angeschlossen hatten, fürchten sie nun Vergeltungsaktionen.

Der Wiederaufbau kommt nur schleppend voran. Die einzige Abwechslung in der Trostlosigkeit in Sinjar sieht man nach Einbruch der Dunkelheit. Vor einigen Monaten haben zwei neue Restaurants geöffnet, in denen jeden Abend Bingo gespielt wird. Dann drängen sich Hunderte Männer in den Saal, die Köpfe über Zettel gebeugt, mit Bleistiften kreuzen sie die Nummern ab, die der Mann vorne aus einer Plastikschele zieht und übers Mikrofon ausruft. Der Lärm dringt bis auf die Strasse hinaus und verhallt in der Ferne. Sonst ist es ganz still.

Minderheiten im Nahen Osten

Der Nobelpreis bietet keinen Schutz

Für christliche Minderheiten ist der syrische Herrscher Assad das kleinere Übel als Islamisten, sagt Nahost-Experte Habib Malik.

Die Jesidin und ehemalige IS-Sklavin Nadia Murad hat den Friedensnobelpreis bekommen für ihren Einsatz gegen sexuelle Gewalt als Waffe im Krieg. Wird dieser Preis in ihrer Heimat Irak etwas bewirken?

Habib Malik: Als Nobelpreisträgerin wird Nadia Murad sicherlich Licht auf die Not der Jesiden und anderer religiöser Minderheiten werfen. Aber diese öffentliche Anerkennung wird nicht ausreichen, um das Leiden dieser geplagten Gemeinschaften zu lindern oder ihnen den vollen und dauernden Schutz zu gewähren, den sie verdienen.

Der Islamische Staat (IS) attackierte religiöse Minderheiten im Irak und in Syrien auf brutale Weise. Doch schon vor dem IS hatten es Minderheiten nicht einfach in der Region.

Nichtmuslimische Minderheiten waren unterjocht, Menschen zweiter Klasse, denen vieles auferlegt wurde – oft im Namen der Toleranz. Doch letztlich ging es immer um ihre Liquidation oder darum, ihre Zahl zu reduzieren und sie auseinanderzutreiben.

In Syrien wird Diktator Bashar al-Asad wohl noch eine Weile an der Macht bleiben. Ist das eine gute Nachricht?

Für die nichtmuslimischen Minderheiten ist Assad das kleinere Übel. Verglichen mit den salafistischen Jihadisten. Christen waren auch unter Assad unterdrückt, doch sie konnten atmen. Sie muss-



Habib Malik lehrt in Beirut an der Libanese American University. Auf Einladung der Christian Solidarity International (CSI) hielt er am Dienstag in Zürich ein Referat.

ten nicht damit rechnen, dass ihnen der Kopf abgehakt wurde.

Wieso wurde die Opposition in Syrien, die zu Beginn doch für Demokratie kämpfte, so schnell von extremistischen Islamisten verdrängt?

Gemässigte sunnitische Kräfte sind schwach. Natürlich gab es am Anfang ernsthafte Gruppierungen, die das Land demokratisieren wollten. Doch sie wurden rasch durch jihadistische Extremisten verdrängt. Wer finanzierte denn die Opposition? Es waren die Saudis, die Golfstaaten. Ihre Ideologie des Wahhabismus ähnelt jener der extremistischen Jihadisten. Es war nur eine Frage der Zeit, dass die Extremisten bei diesem Aufstand das Steuer übernahmen.

In Syrien war doch das Grundproblem, dass die Minderheit

der Alewiten die Mehrheit der Sunniten beherrschte und unterdrückte.

Das Assad-Regime war brutal den Sunniten gegenüber. Aber wie gesagt, der Aufstand ging rasch in die falsche Richtung.

Können die Russen die Situation der Christen in Syrien verbessern?

Ein einzelner Player kann die Situation nicht ändern für die Christen. Russland versteht aber deren Not und deren Bedeutung als moderate Kraft im komplexen Nahen Osten. Und Russland kann seinen Einfluss auf das Regime und auf die Opposition geltend machen.

Wie sieht die Situation der Minderheiten im Irak aus?

Einige Christen kehren zurück, einige wurden in kurdische Ge-



FOTOS: VINCENT HAGES

wird sich weder die Regierung in Bagdad noch jene in Kurdistan für den Schutz der Jesiden einsetzen», sagt er. Schliesslich ist auch 2014 keine von beiden den Jesiden zu Hilfe geeilt.

Selo sitzt in seinem Container in einem dieser Lager für Binnenflüchtlinge. Ein Mann mit Knopfaugen und schwarzem Schnauzbart. Sein Dorf Kojo, so erzählt er, sei vierzehn Tage lang vom IS belagert worden, ehe die Terroristen gekommen seien. Die Männer wurden an verschiedene Orte ausserhalb des Dorfes gebracht. Selo musste sich mit den andern Männern in einer Reihe aufstellen. Doch just als die IS-Kämpfer auf sie zu schiessen begannen, flog ein Militärflugzeug über ihre Köpfe. Er erinnert sich, wie er zu Boden fiel, blutüberströmt. Das Blut stammte von den Toten neben ihm. Er blieb unverletzt.

Innerlich tot

Die Wochen danach habe er sich innerlich tot gefühlt, sagt Selo. Seine Frau und seine Kinder waren in den Händen des IS, seine Brüder waren gestorben und er einer der wenigen Überlebenden. Er fing an, jenen Tag des Massakers in seinem Dorf zu dokumentieren. Er trug sämtliche Namen der Dorfbewohner in Listen ein, schrieb dazu, was mit ihnen geschehen war. Er kartografierte die Massengräber, die noch immer unberührt rund um Kojo liegen, und er fährt bis heute immer wieder in sein Dorf, um die Tatorte zu besuchen.

Selo sammelt Material, um es irgendwann in einem Prozess gegen den IS zu verwenden. Am Anfang hatte er noch gedacht, dass die irakische Regierung sich für eine Aufarbeitung dessen einsetzen würde, was in Sinjar geschehen war. Doch bis jetzt ist kaum etwas geschehen, abgesehen von Hunderten Schauprozessen, in denen mutmassliche Mitglieder des IS im Schnellverfahren angehängt und zum Tod oder zu lebenslanger Haft verurteilt werden. Allerdings niemand wegen der Verbrechen an den Jesiden. Im irakischen Gesetz gibt es keinen Artikel, der Völkermord unter Strafe stellt.

Seine Frau und Kinder sind einige Monate nach dem Massaker aus der IS-Gefangenschaft zurückgekehrt. Doch das reicht Selo nicht. Er will weitermachen. Seine Zukunft aber, überhaupt die Zukunft der Jesiden, sieht Selo im Ausland. «In irgendeinem Land, das Minderheiten als gleichberechtigte Bürger anerkennt.» Er sagt dies, obwohl er sich bewusst ist, dass die Identität seiner Religionsgemeinschaft verloren gehen könnte, wenn sie über alle Kontinente verstreut ist. Und dass der IS dann zumindest ein Ziel erreicht hätte: Eine der ältesten Religionsgemeinschaften im Irak verschwinden zu lassen.

12 000 leben bis heute im Hochtal, wie eine Gemeinschaft nach der Apokalypse.

Von der wüsten Ebene Sinjars aus führt die Schnellstrasse Richtung Osten. Zwei Stunden dauert die Fahrt bis nach Mosul, der ehemaligen Hauptstadt des Kalifats im Irak, und von dort aus in die kurdische Stadt Dohuk. Die Mehrheit der Hunderttausenden Jesiden, die 2014 aus Sinjar geflohen sind, lebt noch immer in den Aufanglagern rund um die Stadt. Doch während die meisten Hilfsorganisationen darauf drängen, Sinjar so schnell wie möglich wieder aufzubauen, um diesen Flüchtlingen die Rückkehr in ihre Dörfer zu ermöglichen, denken viele Jesiden hier ganz anders. Sie wollen nicht zurück nach Sinjar. Sie wollen den Irak verlassen.

«Dieses Land hat uns schon immer wie Bürger zweiter Klasse behandelt», sagt Kichi Ammo Selo. Zehn Jahre lang hatte er in der irakischen Armee gedient. Doch seit dem Massaker 2014 hat er jegliches Vertrauen in diesen Staat verloren. «Im Zweifelsfall

biete versetzt. Ihre Tragödie ist jedoch sicher noch nicht vorbei.

Weshalb?

Viele Christen in den kurdischen Gebieten beobachten, dass Kurden nun in früher christlich bewohnte Quartiere ziehen, in Häuser von geflohenen Christen. Das Misstrauen zwischen Kurden und Christen sitzt tief. Das ist etwa auf die kurdische Beteiligung an am



Die Russen verstehen die Not der Christen und deren Bedeutung als moderate Kraft.

Völkermord gegen die Armenier zurückzuführen.

Werden die Minderheiten unter der neuen Regierung im Irak eine bessere Zukunft haben?

Ich hoffe es. Wenn die neue Regierung mehr Distanz hat zu Iran, wäre meine Antwort positiv. Sonst eher nicht.

Wie prägten die nichtmuslimischen Minderheiten die Region?

Sie wurden erst zu Minderheiten in der Region nach der islamischen Expansion. Dass sie überlebten, eröffnete dem Nahen und Mittleren Osten die Chance, aus dem öden und monochromatischen Dasein auszubrechen und eine pluralistische Region zu sein. Diese Minderheiten haben dazu beigetragen, den Nahen Osten gegen aussen zu öffnen. Interview: Gordana Mijuk

Ein bemerkenswerter Schuldspruch gegen einen weissen Polizisten

In Chicago wird ein Beamter für die Tötung eines schwarzen Jugendlichen verurteilt. Roman Elsener, New York

Geschworene in Chicago haben einen weissen Polizisten des Totschlags an einem schwarzen Teenager für schuldig befunden. Der Beamte habe mit bedingtem Vorsatz gehandelt, als er in einer Nacht im Oktober 2014 den 17-jährigen Laquan McDonald erschoss. Er muss mindestens sechs Jahre ins Gefängnis. Mit dem Schuldspruch vom Freitag wird das erste Mal seit über 50 Jahren in Chicago ein Polizist wegen Totschlags im Dienst verurteilt.

Die Stadt wird seit Jahrzehnten von hoher Kriminalität und von Rassenunruhen geplagt. Allein in diesem Jahr wurden in Chicago 750 Personen von der Polizei er-



Demonstranten in Chicago.

schoffen. Im dreiwöchigen Prozess sagten zehn Beamte aus, die bei der Tat vor Ort waren. Der angeklagte Polizist versuchte die Geschworenen unter Tränen von seiner Unschuld zu überzeugen. Wie diese den amerikanischen Medien nach dem Urteil berichteten, schien ihnen das Zeugnis des 40-Jährigen aber zu stark einge-

übt und unglaublich. Widersprüche hätten sich gezeigt.

Als entscheidend erwies sich ein Video, das von einer Kamera auf dem Armaturenbrett eines der Polizeiautos gefilmt wurde. Es zeigt, wie der Polizist mit der Waffe im Anschlag auf den jungen Mann zugeht und 16 Kugeln auf ihn abfeuert. McDonald hatte zwar ein Messer in der Hand, verhielt sich aber nicht aggressiv und bedrohte die Beamten nicht.

Der Prozess zog ganz Chicago in Bann. Über 2000 Polizisten wurden aufgeboten, um ein befürchtetes Chaos im Falle eines Freispruchs zu verhindern. Geschäfte schlossen früh, und Pendler beeilten sich, aus der Innenstadt zu kommen. Die Kundgebungen nach dem Schuldspruch blieben aber friedlich.

Die Verurteilung eines Polizeibeamten für tödliche Schüsse im Dienst ist selten. Das amerikani-

sche Gesetz gibt der Polizei grossen Spielraum bei der Anwendung tödlicher Gewalt. Vor Richtern und Geschworenen haben die Aussagen der Beamten viel Gewicht. 2017 wurden Polizisten, die wegen einer Tötung im Dienst angeklagt waren, in den Gliedstaaten Minnesota, Missouri, Ohio und Oklahoma freigesprochen. Nur in Texas wurde diesen Sommer ein Beamter schuldig gesprochen.

Seit der Einführung von Körperkameras und der weiten Verbreitung von Mobiltelefonen stehen den Worten der Polizisten vermehrt Bilder und Filme einer Tat entgegen. Nach dem Urteil in Chicago zeigt sich, dass weisse Polizisten nicht mehr darauf zählen können, von einem mehrheitlich weissen Gremium freigesprochen zu werden. Im Mordfall McDonald war eine einzige Geschworene schwarz.

ANZEIGE

inOne

Das brandneue iPhone Xs auf dem besten Netz.*

• Bestes Mobilfunknetz der Schweiz. Teststieger im CHIP-Mobilfunktest 5/2018.
 ** Mit jedem Abo des aktuellen Angebots ist Ratezahlung für das Gerät möglich. Monatsrate für das Gerät bei Abschluss eines inOne mobile M-Abo (CHF 100.-/Mt., 24 Monate Mindestvertragsdauer, zzgl. Ausrüstung CHF 40.-). Der Gerätepreis wird in 24 monatlichen Raten bezahlt, ohne Zinszuschlag/Gebühren. Mindestalter 18 Jahre. Preis des Gerätes (iPhone Xs, 64 GB) ohne Abo: CHF 1199.-. Weitere Geräteinformationen unter: www.swisscom.ch/iphone

mit inOne mobile M

CHF **24.95** pro Monat**

iPhone X [S]